This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

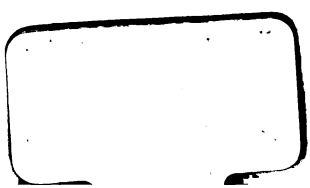
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fiedler ADDS. II B. 11



Einige Zweifel

über die

Geschichte der Vergiftung

des

Nachtmahlweins

welche

zu Zürich 1776

geschehen seyn soll.

Nebst einigen Anmerkungen

betreffend

Herrn Ulrichs und Herrn Lavaters

Predigten

über diesen Vorfall.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai. 1778.

Dieſer Aufſatz iſt, als eine Recenſion der Predigten des Herrn Ulrichs und Lavaters, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek Anhange zum *XXV* bis *XXXVI* Bande erſte Abtheilung S. 637 eingerückt, und auf Verlangen, beſonders abgedruckt worden.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Ich habe die beyden Predigten *) der Herren **Ulrich** und **Lavater** über die vermeynte Vergiftung des Nachtmahlweins, mit Aufmerksamkeit gelesen. Sie haben mehr nicht mit einander gemein, als daß sie bey einer und eben derselben Gele-

 genheit

*) Das zur Mördergrube gemachte Bethaus, eine Predigt über Lucä 19, 41—46. von Johann Rudolph Ulrich, erstem Prediger bey der Großmünsterkirche in Zürich, aus Anlaß der Vergiftung des h. Nachtmahlweins. Nebst einer kurzen Erzählung der verübten Greuelthat. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1777. 30 S. in 8.

Johann Caspar Lavaters, Pfarrers am Waisenhause zu Zürich, zwo Predigten bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. Nebst einigen hi-

stori-

Dann würde er es nicht für nöthig gehalten haben, in so vielen Rachathmenden Sprüchen, (die in den affectvollen Liedern eines Israelitischen Königs nicht so anstößig sind, als in einer Rede, die von einem christlichen Prediger gehalten wird) die strafende Gerechtigkeit Gottes einer Saumseligkeit zu beschuldigen, und sie zu einer plötzlichen, wunderthätigen Rache aufzufodern.

Der treulose Apostel, welcher Christum verrieth, war doch auch ein hassenswürdiger Böswicht; und doch lesen wir nicht, daß der sanftmüthige Jesus eine einzige Verwünschung wider ihn ausgestoßen habe. **Juda, verräthest du des Menschen Sohn mit einem Kuß?** das war alles, was er zu ihm sagte, und ich gestehe, daß diese kurze Frage, so oft ich sie lese, einen weit innigern und tiefern Eindruck auf mich macht, als beyde Lavaterische Predigten mit allen ihren Fragen und Ausrufungen auf mich zu machen vermocht haben.

Am meisten muß die **zweyte Predigt** des Hrn. **Lavaters** jeden unbefangenen Leser Wunder nehmen,

men, um so mehr, da das, was man zu Entschuldigung des Tons der ersten Predigt sagen kann, hier gar nicht statt findet. Die **erste Predigt** hatte er, so wie alle andere Prediger, **auf Befehl der Obrigkeit** halten müssen. Er hatte Recht zu gehorsamen. Aber wie ziemte ihm, **ohne Befehl** eine **zweyte Predigt** zu thun, die noch dazu voll **abscheulicherer Verwünschungen** ist als die erste. Soll ich es gerade herausſagen? Es scheint Hrn. **Lavaters** seltsame **Begierde Wunder zu thun**, und der Verdruß, daß ein **abermaliger Versuch**, diese Begierde zu befriedigen, fehlgeschlagen war, Schuld daran. Er hielt die erste Predigt in der Absicht, den Uebelthäter durch seine donnernde Beredsamkeit dahin zu bringen, **daß er sich selbst als schuldig angebe**, und dazu erwartete Herr Lavater von Gott außerordentliche wunderthätige Unterstützung! Ich dichte Hrn. **Lavater** nichts an, was nicht aus der Predigt selbst erhellt. Der Text ist Pſ. XXXVII, 10—15. **Es ist noch um ein kleines zu thun, so wird der Gottlose nicht mehr seyn**; u. s. w." Die Predigt selbst fängt mit einem feyerlichen Gebet folgendermaßen an:

„Hab ich jemals in meinem Leben, o du Geist der Weisheit, du Quell des Raths und der Stärke, hab ich jemals in meinem Leben nach Weisheit und Kraft geschmachtet; jemals mich unwürdig und untüchtig gefühlt, hier zu stehen, und in deinem Namen zu reden, du Allerhöchster! so ist es in der gegenwärtigen Stunde;“ — Weiter hin S. 6. unten, S. 7. oben, heißt es: „Lehre du mich reden! Verlaß du mich nicht! Stärke du mich! Leite du mich! Leite du mich! Gieb du mir — lebendigste Empfindung! Gieb mir deine Gedanken, die treffendsten Worte! Gieb, Gieb mir, — diesmal, diesmal nur, etwas von dem Geiste deiner Apostel und Propheten! Nur etwas! einen Funken nur!“ Wer Herrn Lavaters Sprache, aus seinen übrigen Schriften kennet, wer weiß, welches große Vertrauen er auf die Wunderkraft des Gebets und des Glaubens setzt, welche große Begierde er bey mehrern Gelegenheiten gezeigt hat, eine Probe von der wunderthätigen Kraft des Gebets zu sehen, der wird die wahre Meynung dieses Gebets verstehen; der wird begreifen,

warum

warum Hr. Lavater gerade in dieser Predigt im Namen des Allerhöchsten reden wolle, *), warum er jetzt so flehentlich, nur um einen Funken von dem Geiste der Apostel und Propheten bete. Er hielte ihn nöthig, um den Zweck seiner Predigt zu erreichen, von dem er selbst S. 5. sagt, er sey: „daß der elende Verbrecher, wenn er uns hört, oder, wenn andere ihm den Inhalt unserer Predigt mittheilen, **)

*) Hr. L. kann doch nimmermehr behaupten, daß alle Prediger allezeit im Namen des Allerhöchsten reden.

**) Diese Stelle ist höchstmerkwürdig. Hätte Hr. L. geglaubt, daß überhaupt der Verbrecher, durch die gewöhnliche Wirkung einer Predigt, auf reuevolle Gedanken könne gebracht werden: so würde es vom Hrn. L. äußerst unbescheiden seyn, wenn er geglaubt hätte, durch die Predigt eines andern Geistlichen in Zürich könnte dieß nicht geschehen; sondern der Verbrecher müsse erst den Inhalt der Lavaterischen hören. Wollte Hr. L. etwan, jetzt sagen, Er habe von allen übrigen Predigten mit reden wollen, so wäre dieß ein elender Behelf. Er spricht

erwache, in sich selber gehe, an seine Brust schlage — sich in den Staub hinwerfe und ausrufe: „Ich bin der Mann des Todes," „daß er hingehe vor die mit bekümmertem Blick sich nach ihm umsehenden Richter, und flehe: Straft mich" ꝛc. Dieß meynte Hr. L. durch seine Predigt ausrichten zu können, und welcher Triumph für ihn selbst, welcher Triumph für seine Lieblingshypothese, wenn dieß wirklich erfolgt wäre! Aber nichts von allem dem geschah. Vernünftige Leute mißbilligten Herrn Lavaters übertriebenen Eifer, Spötter lachten darüber, *) andere hielten, ob sie sichs gleich nicht öffentlich durften merken lassen, die Sache für

vor und nach dieser Stelle, nur von seinem Ich. Hier nur braucht er, das uns emphaticum. Er hatte vermuthlich, seiner Lieblingshypothese gemäß, bis zur Glaubenskraft hinaufbeten, oder bis zur Gebetskraft hinaufglauben wollen. Diese Predigt sollte die Frucht davon seyn.

*) Man hat mir erzählt, (welches sehr wahrscheinlich ist,) es hätten einige Leute gespottet, Hr. Lavater sollte durch seine Physiognomik den Uebelthäter entdecken.

für ein Mährchen, und wollten weiter nichts davon hören. *) Nun machte sich Herr **Lavater** zehn Wochen nachher, ohne Geheiß der Obrigkeit, auf, eine der heftigsten, unanständigsten Predigten, die jemals sind gehalten worden, zu halten. Er nimmt den Text aus **Nahum III**, v. 1. „**Wehe „der blutdürstigen Stadt, die voll Lügen „und frevler Gewalt ist.**“ Es läßt sich nichts unschicklicheres denken. Herr Lavater verwahrt sich zwar, daß er weder die Obrigkeit noch die ganze Stadt meyne, sondern nur die **Lügner oder Verläumder** ꝛc. besonders aber den **Giftmischer**, der immer noch unbekannt in Zürich herumwandele. Gleichwohl ruft er S. 61. wie ein anderer **Johann**

*) Zu Anfang der 2ten Predigt S. 52. klagt Hr. L. selbst, daß einige Leute sagten: „Und es möchte auch „seyn, wie's wollte, — Man hat die Zeit her so „viel von alle diesem Unwesen reden und predigen „gehört, daß man des Dinges einmal satt ist, „und es einen eckelt, mehr ein Wort darüber zu „verlieren.“ und S. 53. „Es ist zu vermuthen, „daß der Eifer wider diese Unthaten nur gar bald „wieder verlösche.“

hann Friedrich Mayer aus: „Wohin? wohin, wohin wills kommen? mit welchen schnellen, schnellen Schritten — O meine Vaterstadt — **eilest du von Bosheit zu Bosheit! Bald wirst du dir alles erlauben, bald wird dir nichts mehr gut und nichts mehr böse dünken; Nichts mehr heilig und unheilig.** Bald wird man dir mit **hoffnungsloser Betrübniß** zurufen müssen: — Wer ungerecht ist, der werde **immer weiter ungerecht, und wer sich besudelt, besudele sich weiter;**“ „Bald wird **alle Bosheit, aller Greuel des ganzen Landes in dir gefunden werden.**“ u. s. w. Großer Gott! Was irgend in der Welt kann einen christlichen Prediger berechtigen, seine Vaterstadt so greulich abzumalen? Und konnte er schwärzere Farben nehmen, wenn Gotteslästerung, Sodomiterey, Aufruhr, Mordbrennerey und Giftmischerey wären auf allen Straßen gefunden worden? Und so ist doch das gute Zürich nicht beschaffen! Was konnte denn dem Mann, der **Menschenkenntniß** und **Menschenliebe** so geflissentlich zur Schau trägt, veranlassen, seine Vaterstadt so heftig anzuschnauzen? Ja! **Es waren**

ren vier Läſterſchriften angeſchlagen worden. Dieß iſt zwar etwas; aber doch wahrhaftig nicht alle Greuel alle Bosheit des ganzen Landes. Es läßt ſich ganz wohl abnehmen, daß wenn Hr. L. mit ſeiner erſten Predigt nicht ſo große wunderthätige Abſicht, ohne einigen Erfolg gehabt hätte, und wenn nicht dadurch dieſe Abſicht, wie alle große Anſtalten ohne Erfolg, lächerlich *) geworden wäre, ſo würde er nicht, ohne alle weitere Veranlaſſung, eine zweyte Predigt, voll ſo vieler Bitterkeit, gehalten haben. Aber er wollte den Strafelenchum brauchen, die übrigen heftigen Beſchuldigungen, ſind bloß Worte. — „Ohne Dich," ſagt er S. 6. zu Gott, „kann ich wohl tönend Erz und klingende Schelle ſeyn." — Und Gott kann ihm nicht eingegeben haben, ſolche unerhörte Läſterungen gegen ſeine gute Vaterſtadt

*) Hr. L. und ſeine Anhänger, können unter allen andern Dingen, Spott, am wenigſten vertragen. Man erinnere ſich, daß Pfenninger, Spott und Scheiterhaufen in eine Klaſſe ſetzt. Dieß erklärt Hrn. L. ſonſt unbegreifliche Aufführung.

ſtadt zu ſagen. Mit andern Namen weiß ich Hrn. Lavaters Worte nicht zu belegen, wenn ſie mehr als **leere Worte** ſeyn ſollen. Denn konnten wohl, ich will alle unbefangene Leſer zu Richtern machen, unvernünftige Pasquille, voll Beſchuldigungen ohne Wahrſcheinlichkeit, Hrn. Lavater berechtigen, ſeiner Vaterſtadt nur den zehnten Theil der Beſchuldigungen zu machen, die er macht?

Und ſelbſt die **unerkannte Gegenwart des Giftmiſchers in der Stadt**, worüber Hr. Lavater ſo entrüſtet iſt, war ſie denn ſo gar ungezweifelt richtig? War es nicht mehr als wahrſcheinlich, ein ſolcher Verbrecher, der ſo leicht hätte entdeckt werden können, werde in zehn Wochen, ſein Heil in der Flucht geſucht haben? Wieviel Fälle ſind ſonſt noch möglich! Alsdenn war doch wahrhaftig Hrn. Lavaters Beſchreibung der Beſchäfftigung dieſes Unglücklichen S. 54. wo er ſogar geſchildert wird, „**wie er am Spieltiſche ſitzt, und witzelt,**“ mehr als kindiſch. Und wer hat denn überhaupt Hrn. **Lavater** geſagt, daß dieſer Verbrecher ein **Zürcher** geweſen ſey. Konnte der **Giftmiſcher** nicht

nicht ein **Fremder** seyn, der nach verübter Frevelthat Zürich verließ? Was hatte denn diese gute Stadt dabey verbrochen, daß ein solches Ungeheuer eine Zeitlang in seinen Mauern gewesen war? Wir wollen einen andern Fall annehmen. Dieser **fremde Uebelthäter** mag ein praktischer **Atheist**, er mag ein **Mensch ohne alle Principien** gewesen seyn, der bloß einen frechen Spott mit der communicirenden Gemeine hat treiben, der sich bloß an ihrem Eckel hat weiden wollen; wie dieses der sanftmüthige **Ulrich** *) S. 19. seiner Predigt selbst, anzunehmen scheint: so war er immer ein sehr nichtswürdiger Bube; aber doch nicht **das unbeschreiblich abscheuliche Ungeheuer**, das eine ganze Gemeine von 1200 Menschen zugleich vergiften wollte. — Und war es so, so frage ich abermal, was hatte die Stadt Zürich dabey verbrochen? — Es lassen sich noch manche andere Fälle denken, unter

*) Man merke wohl: Hr. Ulrich war der erste, der communiciret hatte, und die Wirkung des Gifts also gewiß hätte empfinden müssen, wenn Gift da gewesen wäre.

unter andern einer, den ich, nachdem ich alle Nachrichten, die ich von dieser Sache habe einziehen können, reiflich erwogen habe, völlig für den **wahren Fall** halte, nämlich: **Daß bey dieser ganzen Sache, einige zufällige Nachläßigkeit, mit einigen Uebereilungen vorgefallen; aber daß ganz und gar keine Bosheit im Spiele gewesen sey.**

Bey einem jedem **Criminalfalle** ist die Hauptsache, daß das **Faktum** richtig sey. Man kann wahrhaftig dabey nicht behutsam genug zu Werke gehen. Wie viele Geschichte sind nicht bekannt, da Anzeigen, die am ungezweifeltesten schienen, dennoch falsch gewesen sind! Bey einer **Giftmischerey von so unbeschreiblich abscheulicher Art**; zu der sich gar keine Veranlassung denken ließ, hätte doch **aufs allerpünktlichste** müssen untersucht werden, ob sie auch gewiß existire, oder ob irgend worin ein Mißverständniß seyn könne. Jemehr ich diese ganze Geschichte überlege, destoweniger kann ich finden, daß aus den geschehenen Untersuchungen **nothwendig** folge, daß Gift vorhanden gewesen sey.

sey. Ich lege die einzige glaubwürdige Nachricht von diesem Vorfalle, welche hinter Hrn. Lavaters zwey Predigten gedruckt ist, zum Grunde. Ich will diesen Vorfall, dieser Nachricht zu Folge, hier nochmals erzählen, und meine Zweifel hinzusetzen. Ich suche dadurch weder die obrigkeitliche Verordnung, die gewiß gut gemeynt war, anzutasten, noch irgend einen von den wackern Leuten, die dabey interessirt gewesen sind, zu beleidigen. Es ist aber in einer so abscheulichen Geschichte einem jeden Menschenfreunde erlaubt zu zweifeln, und von einer Geschichte, davon die Umstände öffentlich gedruckt sind, ist es erlaubt, diese Umstände öffentlich zu untersuchen.

Donnerstags den 12 September 1776, war der allgemeine Buß- und Bettag, an welchem in allen Kirchen in Zürich früh zwischen 9 und 10 Uhr, das Abendmahl gehalten wird. In der Großmünsterkirche war die Gewohnheit, den Communionwein des Abends vorher in hölzerne Gefäße (Sester) zu gießen, und die 32 hölzerne Becher, in welchen der Wein den Communikanten nach vorriger Gewohn-

heit, nebst dem Brodte, in der Kirche herumgetragen wird, auf den Abendmahlstisch zu stellen. Als der Küster den 12. früh in die Kirche kam, so fand er, auf der Erde, verschütteten Wein. Da ihm am letzten Pfingstfest, Wein aus einigen Bechern genommen war: so glaubte er, dieß sey wieder der Fall; fand aber durch Aufheben daß die Gefäße noch voll waren. Er merkte, daß unter den Bechern einer beschmutzt war, erschrack darüber, und befahl seiner Tochter ihn zu reinigen.

Hier wollen wir einen Augenblick stille stehen. Alles dieses kann sehr zufällig und sehr unschuldig seyn. Konnte nicht den vorigen Abend etwas Wein seyn verschüttet worden, ohne daß gerade darauf Acht gegeben worden? Und wodurch in aller Welt, ist bewiesen, oder wodurch kann man beweisen, daß diese auf dem Fußboden gefundene Feuchtigkeit Wein war? Konnte es nicht Wasser seyn, da vermuthlich Tages vorher, die hölzernen Geschirre in der Kirche waren gereinigt worden, oder konnte es nicht (wie es mir am wahrscheinlichsten ist) Urin eines Thieres seyn, das sich in der Kirche aufgehalten

halten hatte? Der Umstand daß dem Küster im Pfingstfeste, Wein genommen worden, der doch wichtig seyn könnte; wenn man die eigentliche Beschaffenheit wüßte, ist gar nicht deutlich erzählet. Wären ganze Oester von 8 und mehreren Maaßen geleeret gewesen: so wäre es freylich sehr vermuthlich ein Diebstahl, obgleich noch gar nicht zu begreifen wäre, daß jemand, um wenige Maaß eines gemeinen Weines, (wie der Communionwein allenthalben ist) sich in die Gefahr setzen sollte, als ein Kirchendieb bestraft zu werden, oder daß ein Dieb, der einen Nachschlüssel zu einer Kirche hätte, (und anders könnte er doch nicht in die Kirche gekommen seyn) ihn bloß nur zu einem so geringen Diebstahl, und nur ein einzigesmal, anwenden sollte? Hat aber nur etwas weniges an den Oestern gefehlt, so ist gar nichts böses daraus zu schließen. Eine näschige Magd kann davon getrunken haben. Thiere können davon getrunken haben; z. B. Eine oder mehrere Ratzen, (die sich sehr oft in den gewölbten Gräbern aufhalten) Iltisse (die den auf alten Kirchdächern nistenden Vögeln auflauren,) Katzen, Hunde ꝛc. die durch allerley Zufälle in einer Kirche die

TAYLOR INST. OXFORD

Nachts über heilen können. Endlich, hölzerne Gefäße, die lange nicht gebraucht worden, können bekanntlich, leicht eine ziemliche Parthie Feuchtigkeit einsaugen. Daß hier ein Becher beschmutzt gewesen, zumal, da nicht angezeigt ist, womit er beschmutzt gewesen, beweiset gar nichts. Wie leicht kann eine Magd vergessen, unter 12 Bechern einen zu reinigen, und man kann Abends den Schmutz so genau nicht sehen, als bey Tage. Ein Mann, der oft in Zürich communicirt hat, hat mich versichert, daß die hölzernen Becher in einem Schranke in der Mauer verwahrt werden. Es ist natürlich, daß hölzerne Gefäße, in denen Wein gewesen, und die nachher feucht gereinigt, und vielleicht nicht allemal ganz sorgfältig rein abgetrocknet worden, wenn sie mehrere Wochen lang in einem Behältnisse in der Mauer stehen, mit Schimmel beschlagen können.

Doch weiter: Beym Abendmahl bemerkte man, daß der Wein trübe war. Der Stiftsverwalter, der den Wein gegeben hatte, und gewiß wußte, daß der Wein gut und rein gewesen war, konnte sich kaum halten, und klausre,

daß

daß durch seinen Amtsknecht ein Versehen geschehen seyn müßte. Doch ließ er der Communion ihren Fortgang. Die Geistlichen communicirten zuerst. Einige Minister merkten, daß der Wein trübe war. Die trübsten Becher wurden wieder in die Seßer geschüttet, und Wein aus zinnernen Kannen, worin er klärer war, geschüttet. Jedoch erweckte er bey vielen Communikanten Ekel, entweder durch den blaulicht unreinlichen Anblick, oder den süßlich faden Geschmack. Die Communion gieng ruhig fort, nur daß viele Communikanten wenig Wein nahmen, keiner von den Communikanten empfand die geringste üble Wirkung davon, ohnerachtet sehr viele die schlechte Beschaffenheit des Weins bemerkt, und darüber gesprochen hatten.

Weder die Obrigkeit noch die Geistlichkeit, hielt die Sache für so wichtig, daß sie eine unmittelbare Untersuchung verlangt oder verordnet hätte. Nur der Stiftsverwalter, (dem dieser Vorfall natürlicher Weise sehr empfindlich seyn mußte,)

dem natürlicher Weise daran gelegen war, daß er im Publikum nicht in Verdacht käme, wissentlich schlechten Wein geliefert zu haben,) wollte untersuchen, welcher von seinen Leuten an dem Versehen Schuld wäre. Er fragte den Amtsknecht ernstlich: „Was er für Wein gegeben?“ Antw. „den gewöhnlichen Communionwein, aus dem und dem Fasse.“ Fr. „Er sey so trübe und so mißfärbig gewesen?“ Antw. „Gestern sey er so lauter wie möglich geflossen, so lauter wie möglich zur Kirche gekommen; er stehe dafür.“ Der Wein in den zinnernen Kannen war lauter, ein Rest Wein, den man aus der Predigerkirche holen ließ, war auch untadelhaft. Der Küster kam dazu, und versicherte, daß der Wein lauter zur Kirche gekommen, und erzählte, was er des Morgens wahrgenommen. Auch der Böttcher oder Küfer wurde herbeschieden, der ebendasselbe versicherte. Auch in der Taufe (oder dem Gefäße) in welcher der Wein in die Kirche getragen worden, war ein Rest lautern Weins, woraus man schloß, daß auch der übrige müsse lauter gewesen seyn. Man brachte die Seßer her, öffnete sie, und

fand

fand einen Rest von ungleich trübem Wein, in allen vieren, und darauf, mit Erstaunen, einen zween bis drey Finger hohen, schweren, trüben, leimichten Satz, ein Sediment.

Wir wollen hier wieder einen Augenblick stille stehen. Man bemerke, daß die bisherige Untersuchung, nicht von obrigkeitlichen, oder sonst dazu bestellten Personen, sondern von vier Leuten unter sich gemacht worden, welche bey der Sache gar sehr interessirt waren: der Weinlieferant, dessen Amtsknecht, der Küfer oder Böttcher, und der Küster.

Von dem Stiftsverwalter, der den Wein zu liefern hatte, will ich sehr gern glauben, daß eine Absicht gewesen sey, guten und reinen Wein zu liefern. Indessen mußte es ihm doch lieb seyn, wenn die Sache sich so aufklärte, daß auch durch seine Leute kein Versehen vorgefallen wäre. Also kann ihn kein Richter für einen völlig unpartheyischen Untersucher halten. Wenn die Nachricht von ihm sagt: „Er habe gewiß gewußt, daß

der Wein lauter und rein gewesen," so kann dieß nicht dem strengsten Wortverstande nach genommen werden: denn da er bey dem Auszapfen und Wegbringen nicht zugegen gewesen war, da der Wein durch die Hände des Küfers und des Amtsknechts gegangen war; so konnte der Stiftsverwalter weiter nichts gewiß wissen, als daß der Wein, den er zum Communionwein bestimmt hatte, gut und lauter gewesen sey, und dieß glaube ich auch von ganzem Herzen. Da er aber, laut der Nachricht glaubte, es sey durch seinen Amtsknecht ein Versehen geschehen;" so scheint dieß so zu verstehen zu seyn: daß der Amtsknecht aus Versehen ein Faß trübes Weins, anstatt eines Faß klares Weins angezapft habe. Denn hätte der Stiftsverwalter gewiß gewußt, daß gar kein trüber Wein im Keller sey, so ist nicht abzusehen, welches Versehen der Amtsknecht gemacht haben könnte, er müßte denn den Wein vertauscht haben, und in solchem Falle hätte der Stiftsverwalter der Communion Einhalt thun müssen; er ließ ihr aber den Fortgang.

Wie genau der Küster habe wissen können, ob der Wein, der aus einem hölzernen Gefäß, in ein hölzernes Gefäß, und noch dazu Abends, vermuthlich (da es im September war) bey Lichte eingegossen worden, ganz klar gewesen, ist nicht einzusehen. Er hatte gar keine Ursache des Abends vorher die Klarheit des Weins genau zu untersuchen. Ist der Wein roth gewesen, wie es scheint, so war es noch weniger genau zu sehen. Was er vom Vorgange des Morgens erzählet, ist von keinem Gewichte, wie oben gezeigt ist, und daher bedeutet sein ganzes Zeugniß so viel als nichts.

Der Amtskuecht und der Küster waren die Personen, auf die es hier hauptsächlich ankam. Sie hatten die Auszapfung und Wegbringung des Weins besorgt; sie hatten das größte Interesse zu behaupten, daß der Wein vorher rein gewesen, und alles zu verneinen, was den geringsten Verdacht verursachen konnte, daß mit dem Weine ein Versehen vorgefallen sey; denn alle Verantwortung würde auf sie gefallen seyn. Gleichwohl wird, wie

ich mit Befremden sehe, diesen Leuten alles, was sie behaupteten, auf ihr bloßes Wort geglaubt. Woraus soll denn wohl erhellen, daß der Wein aus dem und dem Fasse wirklich wäre gezapft, und aus keinem einzigen der andern etwas in die Kirche gebracht worden. Bloß daraus!, daß der Amtsknecht sagt: Er stehe dafür, daß es geschehen sey? Doch wohl nimmermehr! Gleichwohl finde ich nicht, daß man diesen wichtigen Umstand im geringsten weiter untersucht habe, daß man im geringsten gesucht habe, sich von der Wahrheit desselben weiter zu überzeugen. Ich finde nicht, z. B. daß in dem und dem Fasse nachgemessen worden, ob darinn so viel Wein fehle, als überhaupt in die Kirchen geliefert worden; oder nachgesehen worden, ob der noch klare Wein mit dem Weine in dem und dem Fasse ganz übereinstimme; oder, ob überhaupt in dem und dem Fasse klarer oder trüber Wein noch vorhanden sey, oder daß die Fässer mit trüben Wein, wofern welche im Keller waren, untersucht worden, ob sie etwa ganz oder zum Theil leer wären, so wie es überhaupt auch nützlich gewesen wäre, in allen Fässern nachzusehen,

ob

ob sich etwan in einem oder dem andern eben ein solches Sediment finde, als sich in den Sestern in der Kirche gefunden hatte. Diese und ähnliche Untersuchungen würden die dürre Behauptung des Amtsknechtes und des Küsters, sehr erläutert haben. Der Küster zeugt ohnedem (in der gedruckten Nachricht S. 76.) nicht daß der Wein aus dem und dem Fasse gekommen, sondern nur, daß er lauter und klar zur Kirche gekommen sey, welches er nicht einmal zeugen konnte, wofern er, wie es heißt, nur beym Abzapfen im Keller, nicht aber bey der Ankunft des Weins in der Kirche zugegen gewesen war.

Daß in der Taufe, in welcher der Wein in die Kirche getragen worden, sich ein Rest lautern Weines gefunden, beweiset, mit Erlaubniß des Verfassers der Nachricht, gar nichts, ob derselbe gleich S. 76. meynet, „daß dieses vollends gewiß mache, daß nichts vom Weine herrühre. Durch diesen Umstand wird nichts gewiß. In jedem der vier Sester waren laut S. 72. acht Maaß. In den zinnernen Kannen muß wohl eben so viel gewe-

apfel erkennen konnte. Ob vom Stechapfel, der sehr kleine Saamen, oder noch mehr, ob von den Schwertlilien, die Blumen, die Blätter oder was sonst vorhanden gewesen. Was eigentlich durch Fliegengift verstanden werde, ist auch nicht gesagt. Adlung und Frisch verstehen darunter schwarzen Arsenik. Wie dieser dem wahren Arsenik entgegen gesetzt werde, und warum dieser der wahre Arsenik genannt worden: ist nicht abzusehen, und ich wäre sehr begierig, den chymischen Proceß zu sehen, durch welchen, auf eine Kunstverständige befriedigende Art, mehrerley Arten von Arsenik, in einem solchen Gemische genau unterschieden und ihre Beschaffenheit bestimmt werden könnte. Ueberhaupt wäre es höchst wichtig zu wissen, durch welche Kennzeichen man denn so einmüthig den wahren Arsenik *) entdecket habe:

*) Wallerius, in der Mineralogie S. 298. sagt: „Es möchten einige meynen, alles was im Feuer, mit einem weißen Rauche rauche, sey Arsenik, dem ist nicht so: Denn Galmey, Blende, Zink, Spießglas Nb. Quecksilber rauchen weiß, sind aber deswe-

habe: denn dieß ist der hauptsächlichste Umstand, und man kann bey einer solchen Bestimmung nicht vorsichtig genug seyn. Man hat um so vielmehr Ursache, daß wirklich Arsenik in dem Gemische gewesen, noch bis jetzt zu zweifeln, da Hr. D. Hirzel, welcher, mit Zuziehung einiger Chymisten, eine Portion der Mischung drey Tage nachher untersucht hat, in derselben keinen Arsenik gefunden hat, wie S. 78. ausdrücklich gemeldet wird. Sein Bericht heißt: „daß dieser Wein mit Eckelerweckenden und betäubenden Pflanzentheilen, auch mit sublimirtem Quecksilber sey vermengt gewesen.„ Hier ist in der Nachricht eine unbegreifliche Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit. Obgleich erst mit ausdrücklichen Worten gesagt wird, Hr. D. Hirzel

habe

deswegen nicht Arsenik. Der Knoblochsgeruch zugleich nebst dem weißen Rauche, ist das eigentliche Kennzeichen des Arseniks.“ Wie wenig in diesem Falle aber der Knoblochsgeruch ein sicheres Kennzeichen seyn konnte, wird man einsehen, wenn man bedenkt, daß in dieser Mischung mancherley Pflanzen gewesen sind, davon einige einen Knoblochsgeruch verursacht haben können.

habe **sublimirtes Queckſilber** gefunden, ſo ſteht doch gleich daranter: „**Nicht eigentliches ſublimirtes Queckſilber** fand er; ſondern **natürliches.**“ Hat man je eine ſo ſeltſame Unzuverläſſigkeit in einer ſo wichtigen Sache geſehen! Wie ſoll man obiges verſtehen? Hat Hr. D. **Hirzel** erſt geglaubt, **ſublimirtes Queckſilber** zu finden, hat nachher ſeine Meynung geändert und **natürliches Queckſilber** angegeben? Oder hat dieſer einſichtsvolle Mann nur **natürliches Queckſilber** geſehen; die hinzugezogenen Chymiſten aber, welche ſchon nicht zufrieden geweſen, daß er keinen **Arſenik** fand, haben, da doch einmal eine horrende Giftmiſcherey vorhanden ſeyn ſollte, vermeinet, das **Queckſilber** müſſe **ſublimirt** ſeyn, oder geweſen ſeyn. Faſt ſollte man ſo etwas glauben, da es **nochmals hinterher** heißet: „**Nachherige Verſuche** (welche? und von wem? wird nicht geſagt) zeigten aber, **daß ſublimirtes Queckſilber in beſagter Miſchung** ſeine Säure fallen laſſe, **und ſich wieder in lebendiges auflöſe.**“ Ich überlaſſe es erfahrnen Chymiſten zu beurtheilen, wie wahrſcheinlich es ſey, daß **ſublimirter Merkur**, wenn er 3 Tage in

einer

einer Weinſäure mit einigen Pflanzentheilen gelegen, ſich in **lebendiges** auflöſen könne. Aber geſetzt, daß dieſes geſchehen ſey; ſo wird man doch daraus nimmermehr ſchlieſſen wollen, das **natürliche Queckſilber**, welches in der Miſchung gefunden worden, müſſe vorher **ſublimirt** geweſen ſeyn. Das wäre ja die unerhörteſte Petitio principii. Es kann ja als **natürliches Queckſilber** in die Miſchung ſeyn gethan worden, und ſo geblieben ſeyn. Und alſo würde aus dem Verſuche, daß **ſublimirtes Queckſilber** in dieſer Miſchung ſich in **lebendiges** auflöſe, abermal nichts eigentlich giftiges ſicher gefolgert werden können.

Aber überhaupt iſt nicht zu begreifen, warum die Unterſucher, welche, ſo wenig beſtimmt, die **eigentliche Art des Gifts** in der Miſchung haben angeben können, nicht geradezu verſucht haben, **ob überhaupt irgend eine Art von Gift**, es ſey welche ſie wolle, **in der Miſchung geweſen ſey.** Zu dem Behuf, hätte man nur etwas von der Miſchung, von welcher doch genug vorhanden war, einer **Katze oder Hunde vorwerfen** dürfen. Einen

solchen simpeln Versuch pflegt man ja allenthalben, wo Verdacht einer Vergiftung ist, zu machen. Wäre der Hund gestorben, so wäre genugsam bewiesen, daß die Mischung tödtlich sey, und man hätte allenfalls den Arsenik und das Queckſilber immer noch im Magen des Hundes finden können. Eine solche tödtliche Beschaffenheit der Mischung zu beweisen, wäre doch hier um so viel nöthiger zu beweisen gewesen, da **kein einziger von 1200 Menschen**, die den Communionwein genossen hatten, **die geringste gefährliche Wirkung** davon verspürt hatte. Aber man hatte einmal schon die vorgefaßte Meynung, daß die Mischung durch einen Böſewicht, der sich in die Kirche geschlichen habe, in den Wein geworfen sey, also war vorausgesetzt, die Mischung müsse schädlich seyn. Man glaubte dem **Amtsknechte** und dem **Küfer** auf ihr Wort, daß der Wein aus **dem und dem Fasse** gekommen, und daß er **rein und lauter** gewesen. Man untersuchte gar nicht den Keller, und was den Tag vor der Communion im Keller vorgefallen war, wohin man doch eigentlich das gröſeste Mißtrauen hätte werfen, und die allerscrupulöſeste Untersuchung veranlassen sollen. Man warf alles

Miß-

Mißtrauen auf die Mischung. Freylich sobald die Aerzte in der ersten Untersuchung entschieden hatten, daß in der Mischung Arsenik sey, so konnte dieß vieles beytragen, daß man den rechten Weg, den man hätte gehen sollen, verlor. Denn freylich war es nicht wahrscheinlich, daß im Keller Arsenik in die Mischung gethan worden, ob es wohl an sich höchstwahrscheinlich ist, daß eine trübe Mischung aus einem Keller in einen Wein kommen kann, und daher die genaueste Localuntersuchung des Kellers, hauptsächlich nöthig gewesen wäre. Da nun vollends das Schrecken und die Indignation über eine solche, wenn sie wirklich richtig wäre, in der That ganz teuflische Uebelthat, als die Vergiftung einer ganzen Gemeine ist, sich der Gemüther bemeistert hatte: so ward man noch mehr disponirt, nur auf den Thäter und auf die Art, wie er die Uebelthat begangen hätte, zu inquiriren.

Dieses geschahe Montags den 16ten. „Alles, (sagt die gedruckte Nachricht S. 77.) Küster, Tochter, Magd, Küfer, Knechte, Apotheker u. s. f. wur-

den aufgefodert, beschieden, und verhört — und es entdeckte sich keine Spur von dem unmenschlichen Urheber dieser Unthat.“ *) — „Man untersuchte (S. 79.) besonders auch alle Schlösser an den Thüren zum Münster, und fand alle unversehrt, und kein Merkmal des gewaltsamen Einbruchs. Der Gedanke war also natürlich, daß der Thäter, vermittelst eines Schlüssels, in der Nacht den Weg zur Kirche gefunden haben müsse.“

Auch

*) Es ist sehr sonderbar, daß die Nachricht hierbey berichtet: „Unterdessen verbreitete sich Montags am fünften Tage nach der Communion das Gerüchte, daß am Donnerstag und Freytag, und auch am Sonntag noch einige Personen Uebelkeiten empfänden, und besonders des Herrn Verwalters Magd, heftige Colik litt.“ Also erst, nachdem das Gerücht von der Vergiftung in der ganzen Stadt allgemein geworden war, wollten einige Personen Uebelkeiten empfunden haben, und besonders gerade die Magd des Weinlieferanten, in dessen Hause die Materie von der Weinvergiftung schon am Donnerstage und Freytage, ehe man sonst in der Stadt etwas davon wußte, rege müßte gewesen seyn. Seltsam! sehr seltsam.

Auch dieſes ward unterſucht. Es kam dabey niemand in Verdacht, als der **Thurmhüter und Todtengräber Wirz**, beſonders, „da er ein Jahr vorher Drohworte, die auf eine ſolche That ausgeleget werden konnten, ausgeſtoßen haben ſollte, — und da er in derſelben Nacht, da dieſe That verübt worden war, wider ſeine Pflicht den Thurm verlaſſen und nach Hauſe gegangen war. — Er ward alſo in Arreſt geſetzt, aufs genaueſte verhört, ſein Haus, Kleider, Briefſchaften, und Geräthe wurden aufs genaueſte unterſucht. **Keine Spur von irgend etwas, das nur den mindeſten Argwohn hätte beſtätigen können.**“ Da man vermeynte, daß die Entwendung des Weins aus der Kirche in Pfingſten, mit der jetzigen Verunreinigung deſſelben einen Zuſammenhang haben könnte: ſo ward auch deswegen Verdacht auf **Wirzen** geworfen; aber es ward erwieſen, daß er in der **Pfingſtnacht**, nicht in der Stadt, ſondern **vier Stunden weit aufm Lande geweſen.** *) Da man alſo gar nichts auf ihn bringen konnte, ward er auch des Arreſtes entlaſſen.

*) Es war ein Glück für den guten Kerl, daß er dieſes Alibi ſo genau erweiſen konnte. Denn wenn er zufällig,

Nachdem ich nun die ganze Unterſuchung, der gedruckten Nachricht zu folge, getreu erzählt habe: ſo mögen verſtändige Rechtslehrer urtheilen, ob hier ein-

zufällig, auch in der Pfingſtnacht, eben ſo verdächtig geblieben wäre, wie ihn ſeine, nur zufällige Entfernung vom Thurm, in dieſer Nacht, wirklich ſehr gravirte: wer weiß, welche Schuld auch von dieſer Vergiftungshiſtorie über ihn gekommen wäre. Im Jahr 1734. ward in einer gewiſſen Stadt eine Dame von Stande, von Dieben, die in der Nacht bey ihr einbrachen, beynahe getödtet. Sie hatte ſich gegen die Diebe gewehret, und einem von ihnen unter andern ſchwarze Haare ausgerauft. Dieß beſtärkte den Verdacht, den man gegen einen, in der Nachbarſchaft wohnenden, ſchwarzhärigen und liederlichen Schuhflicker, ſchon hatte. Man wuſte von ihm, er ſey in derſelben Nacht, außer ſeinem Hauſe geweſen. Die gefundenen Haare ſtimmeten mit den ſeinigen überein, und als er der Dame vorgeſtellt ward, rief ſie mit Abſcheu, dieß ſey ihr Mörder. Konnte man einen completern Beweis, dem Anſcheine nach, verlangen! Gleichwohl da der Schuhflicker ſich in Gefahr ſahe, als ein Mörder verurtheilt zu werden, geſtand er lieber, daß er in derſel-

vollständiges Corpus delicti herausgebracht worden sey. Ich als ein der Rechte Unkundiger will darüber nicht urtheilen. Aber meine natürliche Vernunft sagt mir, es komme hierbey auf vier Fragen an. 1) Ob in der Mischung tödtlicher Gift gewesen? 2) Ob der Gift, wenn er in der Mischung vorhanden gewesen, in der Absicht die ganze Gemeine zu vergiften, in den Communionwein gelegt worden? 3) Ob die Mischung, giftig oder nicht, schon im Weine gewesen, ehe derselbe in die Kirche gekommen, oder erst in der Kirche hineingeschüttet worden? 4) Wenn sie erst in der Kir-

 che

ben Nacht, eine Meile von der Stadt, Fische gestohlen hätte. Er bewieß dieß vollkommen durch seine Mitgenossen, durch die Bestohlnen, und durch andere Umstände. Der Mörder ward einige Zeit nachher bey einem andern Einbruche ergriffen, und bekannte freywillig. Es fand sich, daß er von ganz anderer Statur war; so daß also die Einbildungskraft der Dame auch war betrogen worden. Großer Gott! wie behutsam muß ein Richter in allen solchen Fällen seyn!

che hineingeschüttet worden, wie der Thäter in die Kirche gekommen sey?

Die erste Frage erhellt aus dem Zeugnisse der Aerzte, welches allerdings vollkommen hinlänglich gewesen ist, die Obrigkeit zu allen nachfolgenden Untersuchungen zu bewegen, und die ganze Stadt mit Schrecken zu erfüllen. Dieses Schrecken, vermöge dessen man die Bosheit des Vergifters schon als ausgemacht annahm, hat meines Erachtens nicht wenig beygetragen, die Untersuchung von dem rechten Wege weg, und bloß auf Ausforschung des unbekannten Vergifters zu führen. Da man aber nachher von dem Vergifter nicht die geringste Spur fand, da von einer eigentlichen Vergiftung auch keine Spur zu finden war, indem von 1200 Menschen, welche den Communionwein genossen, nicht ein einziger gefährlich krank geworden, *) noch

*) Die Uebelkeiten einiger Personen, die man eher nicht erfuhr, als bis durch das Zeugniß der Aerzte, die Furcht von der Vergiftung in der Stadt verbreitet worden, und die nebst dem Eckel, hundert andere

noch viel weniger gestorben ist: so hätte man doch wohl wieder zurückgehen, und die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Aerzte, und die eigentliche Beschaffenheit ihrer Versuche abermals untersuchen sollen. Es waren wackere Männer; der allerkleinste, so leicht mögliche Irrthum in ihren Versuchen, kann ihr Urtheil auf einen falschen Weg geleitet haben. Der Umstand, daß die einen **Arsenik**, und die andern nur **Quecksilber** gefunden, und daß man nicht recht gewiß war, ob das **Quecksilber, natürlich**, oder **sublimirt** gewesen, ist bedenklich, und verstattet, daß man **zweifeln** darf. Ist aber nicht, durch **chymische Versuche aufs klärlichste** erwiesen, daß in der Mischung **tödlicher Gift** gewesen sey: so ist in der ganzen Geschichte **offenbar** nicht die geringste Spur einer **vorgehabten Vergiftung** vorhanden.

Die **zweyte Frage** ist gar nicht untersucht worden, und hat gewissermaßen nicht untersucht werden

dere Ursachen können gehabt haben, wird man doch nicht im Ernste hieher rechnen.

werden können, da man nicht erfahren hat, wer der Thäter sey. Meines Erachtens aber ist doch die Absicht ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung. Denn gesetzt, es wäre **durch einen Zufall**, das Gift in den Wein gekommen, so ist doch alle **Bosheit** von der Sache weg. Nur ist leicht zu erachten, durch welche mancherley Zufälle, zumal Quecksilber, in den Wein habe kommen können. Diesen möglichen Zufällen nachzuspüren, wäre doch auch die Pflicht des Richters gewesen. Ich finde aber nicht, daß der geringste Schritt in dieser Absicht geschehen sey. Auch in dieser Rücksicht ist es sehr befremdend, daß (nach S. 79.) der **Küster** nicht in ernstlichere Untersuchung genommen worden. Warum? „Weil er, sagt die Nachricht, ein guter ehrlicher Mann war.“ — Ich glaube dieß von Herzen, und ich glaube auch aus allen Umständen, daß er ganz unschuldig bey dieser Sache gewesen ist. Aber dieß hätte doch müssen untersucht werden. Bloß daß er, **bekanntermaßen ein guter ehrlicher Mann gewesen**, konnte ihn für dieser Untersuchung nicht schützen. Auch der ehrlichste Mann kann durch eine

Nach-

Nachläſſigkeit fehlen, ſeine Leute können gefehlt haben, und was dergl. mehr iſt.

Die dritte Frage, iſt, ſo viel man ſehen kann, äußerſt unvollſtändig unterſucht worden. War die Miſchung erſt in der Kirche eingeſchüttet worden: ſo mußte man nicht bloß auf einen unbekannten Vergifter inquiriren, ſondern der Küſter, und zwar vom erſten Augenblicke an, nicht erſt den fünften Tag nachher, ſondern ſogleich viel ſchärfer befragt, ſogleich ſein Haus, Schriften, u. ſ. w. aufs genaueſte unterſucht werden, eben, ſo, wie man es nachher mit dem Todtengräber that, bey dem die Möglichkeit des Nachts in die Kirche zu kommen, weit geringer war, als bey dem Küſter. Dieſer hatte die Schlüſſel zur Kirche, einer ſeiner Leute konnte ſie ihm genommen haben; ſeine Leute konnten ſein eigenes Haus nicht genug verwahrt haben, und dadurch jemand zum Kirchenſchlüſſel gekommen ſeyn, und was dgl. m. Ob die Miſchung ſchon im Keller in den Wein gekommen? Dieſe wichtige Frage iſt, ſo viel man aus der gedruckten Nachricht ſehen kann, eigentlich

gar

gar nicht untersucht worden; denn die Bejahung des Küsters, und die sehr unvollständige, und allemal bloß einseitige Untersuchung, welche der Stiftsverwalter den Donnerstag in seinem Hause vornahm, wo jedermann bejahte, was er behauptete, und hinzusetzte, er stehe dafür, kann nicht den geringsten sichern Beweis geben. Der Keller und alle darinn befindliche Fässer, hätten schon den Freytag müssen aufs genaueste untersucht, und alles, was der Küster und andere Leute die letzten Wochen mit dem Wein vorgenommen hätten, müssen aufs genaueste herausgebracht werden. Der Küster und der Amtsknecht, und wer sonst etwas mit dem Wein zu schaffen gehabt, hätte über alles, was damit vorgenommen worden, eben so scharf und sorgfältig, als hernach der Todtengräber, müssen examiniret werden; alsdenn würden eine Menge Umstände ans Licht gekommen seyn, welche zu Wahrheit oder zu Zweifel hätten Gelegenheit geben können. Itzt ist von allem dem nichts zu merken.

Die vierte Frage, endlich, ist zwar, wie es scheint, sehr scharf und hinlänglich untersucht wor-

den;

den; aber das Resultat dieser Untersuchung ist so, daß aus derselben nicht abgenommen werden kann, wie es möglich gewesen sey, daß jemand in der Nacht in die Kirche habe kommen können. Kein Einbruch war geschehen, kein Fenster war verletzt, kein Schloß war versehrt, bey keinem Schlösser war Spur zu finden, woraus man hätte schließen können, daß jemand hätte einen Nachschlüssel hätte machen lassen; es fand sich sonst nicht in der Kirche die geringste Spur von Gewalt oder Unordnung, außer ein wenig Feuchtigkeit an der Erde, und ein beschmutzter Becher, welches, wie oben gezeigt ist, aus sehr unschuldigen Ursachen herkommen konnte.

Nimmt man hinzu, daß von keinem Apotheker Gift, oder etwas von den Ingredienzien gekauft worden war, die man in der Mischung erkannte, daß man auf keinen einzigen Menschen Verdacht finden konnte, als bloß auf den Todtengräber Wirz, u. daß dieser einzige, **völlig unschuldig befunden** worden ist. Nimmt man hinzu, daß keine einzige mögliche Veranlassung angegeben werden kann, welch einen Menschen zu der teuflischen Unthat hätte bewegen können, da es sich doch

nicht

nicht denken läßt, daß auch der boshafteste Mensch, **ohne unmittelbare starke Veranlassung**, eine so **unnennbar abscheuliche**, und zugleich für den Thäter **gefährliche Uebelthat** ausüben sollte. Nimmt man ferner hinzu, daß diese **ohne alle Veranlassung** geschehene Uebelthat auch **gar keine Folgen** gehabt hat; daß kein Mensch davon **krank geworden**, noch weniger **gestorben** ist, daß nicht etwan Meuterey, heimliche Conspiration, *) Nachstellung nach jemandes Leben, oder eine andere wichtige Sache vorgefallen wäre, woraus man etwan näher

*) Man wird, doch nimmermehr die vier angeschlagenen Pasquille im Ernst für eine wichtige Folge der vermeynten Vergiftung halten, obgleich Hr. Lavater in seiner zweyten Predigt seine Vaterstadt deshalb beynahe hofnungslos aufgeben will. Die Pasquille, worinnen die unwahrscheinlichsten Beschuldigungen enthalten waren, können schädlich gewesen seyn; aber, aus der Nachricht wenigstens, kann man nicht anders sehen, als daß sie einem ungezogenen Menschen aus dem Pöbel, durch das viele Gerede, welches diese verwirrte und unerklärbar gebliebene Sache in der Stadt verursachte, in den Sinn gekommen sind.

näher hätte abnehmen können, was es mit der vorgehabten Vergiftung für eine Absicht verknüpft gewesen. **Nichts** ist durch die Untersuchung ausgemittelt worden; **nichts** war mehr bekannt, **nichts** ist nachher erfolgt, und so wird ein jeder Unpartheyischer, besonders wenn er noch alles hinzu nimmt, was ich oben erinnert habe, einsehen, daß die Sache, so lange man eine **intendirte Vergiftung** annehmen will, immer noch in die **größten Schwierigkeiten** verwickelt, und den **größten Zweifeln** unterworfen sey.

Indessen wird man fragen: Was war denn **die trübe schwere leimichte Masse in dem Weine, und wie kam sie hinein?** Diese Frage **mit völliger Gewißheit** zu beantworten, sind vielleicht selbst die in Zürich verhandelten Acten nicht hinlänglich, zumal da man den Keller, nebst allen darinn befindlichen Sachen, nicht sogleich **unmittelbar nach dem Vorfalle** streng untersuchte, oder was seit einiger Zeit mit **allen Weinen** und mit **allen Fässern** war vorgenommen worden, zu erforschen bemüht gewesen ist. Noch weniger

wird also jemand, der so weit von Zürich entfernt ist, und tausend kleine Nebenumstände, die oft in solchen Dingen das meiste entdecken, nicht wissen kann, dieß genau bestimmen können. Aber ich getraue mir doch zu behaupten, daß man die **trübe und eckelhafte Beschaffenheit des Weines** auf verschiedene Art wahrscheinlich so erklären könne, daß jeder der in der gedruckten Nachricht beygebrachten Umstände damit vereinigt werden, und doch alles **natürlich** und **ohne die geringste Bosheit** zugegangen seyn kann.

Zuerst könnte in Betrachtung kommen, daß in den **hölzernen** Gestern der Wein trübe, und in den **zinnernen** Kannen klar getorfen. Nun weiß man, daß hölzerne Gefäße, die lange nicht gebraucht sind, mit Schimmel beschlagen, und daß insonderlich alte hölzerne Gefäße, besonders wenn sie nicht bestmöglich äußerst rein gehalten werden, einen zähen Schleim absetzen. Auch weiß man, daß viele Weine z. B. der rothe Ofener Wein, eine sehr zähe und trübe **Mutter** oder **Hefen** absetzen, welche von denjenigen, die so etwas nicht kennen, leicht für etwas schlimmes kann gehalten werden. Auch ist es bekannt, daß

daß allenthalben zum Communionwein der gemeinste, und oft schlechtes Wein genommen wird. Daß dieser Wein tadelhaft, schimmlicht u. s. w. befunden wird, hat sich schon oft zugetragen. Ja es hat sich in der französischen Gemeine einer großen Stadt der Fall ereignet, daß man den Wein, eben so trübe und widrig fand, als in Zürich. Man schloß aber auf keine Vergiftung; sondern nahm einen andern Weinlieferanten.

Es ist aber auch nicht nöthig, sich bey diesen allgemeinen Vermuthungen aufzuhalten: denn das Zeugniß der Aerzte bringt uns viel näher auf eine wahrscheinlichere Spur. Ob ich gleich bemerkt habe, daß dieses Zeugniß, in so fern es die Existenz des Giftes, in der trüben Mischung erhärten soll, nicht bestimmt und vollständig genug ist; so will ich demselben doch nicht die Glaubwürdigkeit überhaupt absprechen. Demselben zu folge, ist es mir höchstwahrscheinlich, daß die trübe, schwere, leimichte Mischung, nichts anders, als ein sogenannter Einschlag, oder Schönung sey, deren sich die Weinküfer zu bedienen pflegen, um einen

sauren, langen, zähen, unschmackhaft gewordenen, trüben oder sonst schlechten Wein zu verbessern, oder ihm aufzuhelfen. Es ist dieses zwar nicht apodiktisch zu erweisen; aber ich will wenigstens sogleich zeigen, daß, den Aesenik ausgenommen, dessen Existenz in der Mischung noch sehr zweifelhaft ist, alle diejenigen Ingredienzien, welche man in der Mischung will gefunden haben, entweder notorisch solche Sachen sind, deren sich die Küfer zum Einschlag beym Weine zu bedienen pflegen; oder daß sie solchen Sachen, doch sehr ähnlich sehen.

Zuerst Letten oder Thon und andere leimartige Materien, so wie auch Kalk, Gyps, Marmor und dergleichen pflegen die Küfer sehr gewöhnlicher Weise zu brauchen, um sowohl saure Weine *) zu rechte zu bringen, als trübe Weine klar zu machen. — Daß überhaupt in dem Com-

*) S. den Offenherzigen Weinarzt. (Frankfurt 1753. 8.) S. 107. desgleichen die Ausführliche Anleitung zur Verbesserung der Weine in Deutschland. (Frankfurt 1774. 8.) S. 163.

Communionweine eine Mischung von Thon und andern leimichten Materien gewesen, giebt meines Erachtens die deutlichste Vermuthung, daß keine Vergiftung zur Absicht dabey gewesen seyn kann. Der Mensch, der eine so erschreckliche Uebelthat aussinnen und vollbringen, und sie doch dabey so listig hätte verstecken können, daß man weder seine Person in Verdacht ziehen, noch dem Orte, wo er den Gift gekauft, und wo er die Nachschlüssel hätte machen lassen, nur im geringsten auf die Spur kommen konnte; müßte wahrlich nicht ein ganz dummer Mensch gewesen seyn. Aber er würde äußerst dumm gehandelt haben, wenn er ohne die geringste Ursache, ein leimichtes Wesen hätte in den Wein schütten wollen. Er hätte ja sogleich einsehen müssen, daß der Gift, wovon er ohnedieß nur eine so kleine Dosis hineingeschüttet haben soll, das Leimichte einwickeln, und also dessen Wirkung hindern würde. Zugleich mußte ihm in die Augen fallen, daß durch eine solche trübe Substanz der Wein ein eckelhaftes Ansehen bekommen müsse, und also, um desto eher hätte Unrath vermerkt, und der Wein gar nicht hätte genom-

men werden können. Ein Giftmischer also kann den Thon, der seinem Zwecke so widrig ist, nicht eingeschüttet haben; aber wohl ein Käfer, dessen Zwecke er gemäß ist.

Spanischer Pfeffer wird sehr oft von den Käfern zum *) Einschleg gebraucht; wozu ihn aber ein Giftmischer hätte hineinlegen sollen, ist nicht abzusehen, da er nicht giftig ist.

Ob Stechapfel wirklich darinnen gewesen sey, sey dahin gestellt. Wenigstens brauchen die Käfer viele Pflanzen, welche, wenn sie eine Zeitlang in solcher Mischung gelegen, mit demselben könnten verwechselt werden. Z. B. die Beeren von Ligustrum, Meerrettigsaamen, Scharlachkraut, (Hordium) Schöllkraut (Chelidonium) und viele andere. Gesetzt aber es würde wirklich erwiesen, daß Stechapfel darin gewesen sey, so könnte man doch nicht wissen, ob die Käfer, welche so mancherley Schmiralien brauchen, sich nicht auch des Stechapfels bedienen. Wenigstens nehmen sie den Saamen des eben

*) S. den Weinart. S. 31. 32.

ebenfalls giftigen Bilsenkrautes, *) (Hyoscyamus) um dicken, zähen und trüben Wein lauter zu machen.

Die Schwertlilien sind nicht giftig; da aber die Küfer Lilienwasser brauchen, um dem Weine einigen Geschmack zu geben, so kann es leicht einigen auch einfallen, ganze Lilien hinein zu werfen. Wenigstens ein Giftmischer kann die Lilien nicht hineingeworfen haben.

Auch pflegen die Küfer, um das schleimichte Wesen des Weins aufzulösen, und dessen herbe Säure zu vertreiben, zart pulverisirtes venetianisches Glas, **) hineinzuwerfen. Wer dieses nicht weiß, kann es für Arsenik ansehen, und wenn etwan einige Pflanzen im Feuer einen knoblauchartigen Geruch gegeben haben, so hat man diesen Verdacht dadurch bestätigt gefunden.

Das Queckſilber betreffend, so kann es sehr wohl in verschiedenen Einschlägen der Küfer gefun-

*) S. den Weinarzt. S. 104.

**) S. Anleitung S. 165.

den werden. Trüben Wein klar zu machen, bedienen sie sich geschmolzenes Zinnes.*) Verschiedene bedienen sich dazu eines Amalgama von Zinn und Queckſilber; ja verschiedene schaben alte Spiegelfolien hinein. Man weiß auch, auf wie verschiedene Art die Küfer den Schwefel brauchen. Es bedienen sich einige auch des Zinnobers, worinnen bekanntlich mehr Queckſilber als Schwefel iſt; u. dgl. m.

Dies

*) S. Weinarzt S. 109. Der süßlichfade Geschmack, welcher S. 74. dem Weine Schuld gegeben wird, könnte schon, so wie auch der bläulichte Anblick, den Verdacht auf eine darin befindliche Bleyſolution lenken. So viel möchte wenigstens der fade Geschmack beweisen, daß der Wein schon vorher schlecht und fade gewesen. Denn der Giftmischer müßte gar ungeheuer dumm gewesen seyn, der so wenig Gift hätte in den Wein gießen wollen, daß er nicht vergiften konnte, und doch ohne Ursach so viele trübe machende und fademachende Materie, daß dem Geſichte und dem Geschmack der vorher gute Wein eckelhaft, folglich verdächtig werden möchte.

Dieß ist alles wenigstens sehr wahrscheinlich, und viel wahrscheinlicher als eine unerhörte, ganz unentdeckt gebliebene Uebelthat, und eine ganz teufliſche Bosheit, zu der man nicht die geringste Veranlaſſung ſieht. Bey dieſer Erklärung iſt nicht die geringſte Bosheit vorauszuſetzen. Der Küfer, welcher hat ſchlechten Wein verbeſſern, zähen oder trüben Wein lauter machen, ſauren Wein, wäre es auch nur auf eine kurze Zeit, trinkbar machen wollen, hat bloß gethan, was ſeines Amtes iſt, und was in den Kellern aller Weinhändler in der Welt geſchieht, wenn der Fall vorfällt.

Wie aber der Einſchlag mit in den Communionwein gekommen ſey, genau zu beſtimmen, kann niemand verlangen, da nichts als die genaueſte obrigkeitliche Unterſuchung des Kellers, und alles was darin vorgegangen, die unmittelbar *)

*) Die Abhörung der Perſonen geſchah erſt den Montag, da die Communion ſchon den Donnerſtag geweſen war.

nach dem Vorfalle geschehen wäre, Herrn auf die rechte Spur hätte bringen können. Durch einen Zufall ist es allemal offenbar geschehen. Der Stiftsverwalter hat nichts davon wissen können, das ist ausgemacht, da er beym Abziehen des Weines nicht zugegen gewesen ist, und vermuthlich auch nicht einmal alle Operationen, die der Küfer, als ein Kunstverständiger mit dem Weine vornahm, so genau nicht mag gewußt haben. Es kann seyn, daß beym Abziehen oder Ausheben des Communionweins das Faß allzutief abgezogen, oder geschüttelt und bewegt worden, wodurch also ein Theil des trüben Satzes mit in den klaren Wein gekommen ist. Es kann aber auch seyn, daß der Communionwein längst ist geschönt gewesen; daß der Einschlag schon ist gebraucht, und auch vom Fasse abgezogen worden; oder daß er erst zu einem andern Fasse hat gebraucht werden sollen, und in beyden Fällen in einem Gefäße besonders gestanden hat, und es sey, durch welchen Zufall es sey, hernach in den Communionwein gekommen ist.

Daß die Personen, die von dem Einschlage gewußt, und gemerkt, daß die trübe Materie nichts

nichts anders, seyn möchte, es nicht bekannt haben, zumal da nachher so viele heftige Bewegungen darüber entstanden sind, ist auch gar leicht zu erklären. Da der Zufall gewiß unvermerkt, und wider ihren Willen geschehen war; so kann es seyn, daß sie im Anfange im ganzen Ernste erstaunt gewesen, und nicht gleich an den Einschlag gedacht haben, von dem sie z. B. können geglaubt haben, er wäre, nachdem er gebraucht, schon weggegossen worden. Hat jemand, der eine Nachlässigkeit dabey begangen hat, sich nachher einiger Umstände erinnert; so hat er durch Läugnen die Schuld und Strafe von sich abzuwälzen gesucht, wie es bey solchen Gelegenheiten sehr gewöhnlich ist. Besonders aber bemerkt man, daß alle die Leute, welche etwas davon wissen konnten, erst den fünften Tag nach dem Vorfalle sind verhört worden, nachdem die Aerzte schon die Mischung für giftig erklärt hatten. Es ist leicht zu erachten, daß Küfer und dergleichen Leute, ihre Einschläge, nicht aus physikalischen Gründen, sondern nach der Tradition, oder aus alten Recepten machen, und deren eigentliche Wirkung nicht kennen können. Man nehme also an, ein Küfer

fer hätte in der besten Absicht diesen Einschlag, vielleicht gerade auf eine veränderte Art eingerichtet. Als er nun hörte, daß die Aerzte solche Mischung für giftig erklärten, mußte er nicht erschrecken, Gott danken, daß daraus weiter keine böse Wirkung entstanden, und gern stillschweigen; da leicht einzusehen war; daß, wenn ihn sein Bekenntniß auch von der Todesstrafe eines Vergifters befreyen könnte, so werde er, sobald die Mischung als giftig anzusehen, eine schwere *poenam extraordinariam* zu gewarten haben. Das gewaltige Toben Lavaters gegen die vermeynte schwarze That des Vergifters, mußte besonders den ehrlichen Küfer nicht sowohl erschrecken, als vielmehr beruhigen. Sein Gewissen mußte ihm zeugen, daß er gar keine böse Absicht gehabt hatte. Böse Wirkungen waren auch nicht erfolgt, und so konnten ihn weder die Beschuldigungen, noch die Verwünschungen des Predigers treffen.

Es ist in der Voraussetzung, daß die Mischung kein Gift, sondern ein Küfer-Einschlag gewesen, alles so sehr der menschlichen Natur, und dem gewöhn-

wöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, daß sie bloß eben deswegen manchen Leuten nicht gefallen dürfte. Diejenigen, die wollen, daß es in der Welt ein wenig kunterbunt hergehen soll; daß außerordentliche Scenen, starke Sprünge, heftige Aufbrausungen, schwarze Thaten und Heldenthaten geschehen sollen, werden das Gewöhnliche und Natürliche allemal verschmähen. Freylich wenn man in dieser Sache vom Anfange an, meiner natürlichen Spur nachgegangen wäre: so wären die Gemüther gar nicht erschüttert; so wäre nicht in ganz Europa Lärm gemacht worden; so hätte viel Schrecken, Mißtrauen, Schauder vor zukünftiger Vergiftung, Verdacht, Zeitungsnachrichten, schlechte Gedichte, Pasquille, nebst allen Beseufzungen und Verwünschungen der schwarzen That, können gespart werden. Besonders hätte Hr. Lavater seine zweyte Predigt, mit allen ihren unnatürlichen Klagen und Verwünschungen gar wohl unterlassen können. Auch hätten seine Feinde, über die er und seine Freunde sich oft so bitter beklagen, diesmal ihren Spott über seine physiognomische Wissenschaft auch zurück lassen können. Denn da der Bösewicht nicht da war, welch Wun-

der,

der, daß ihn auch der tiefste und höchste Seherblick nicht erblicken könnte! Und der ehrliche Küfer, im Fall ihn Lavater ja angesehen hat, mag ein so gemeines ordentliches Menschengesicht haben, in dem die Ehrlichkeit seiner Absicht, die Zufriedenheit, daß glücklicher Weise kein Schaden geschehen, und die treuherzige Bekümmerniß, daß durch ihn, ohne seinen Willen, Schaden hätte geschehen können, so naiv abgemalt seyn mag, daß Lavatern, der nur nach der teufelischen Physiognomie eines schwarzen Böswichts suchte, der ehrliche einfältige Mann gar nicht in die Augen fallen können. Es ist dieß nicht der einzige Fall, daß Hr. Lavater und andere, indem sie das Idealische und Außerordentliche suchen, das Gewöhnliche und Natürliche verfehlen.

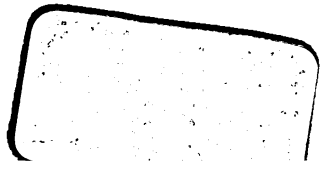
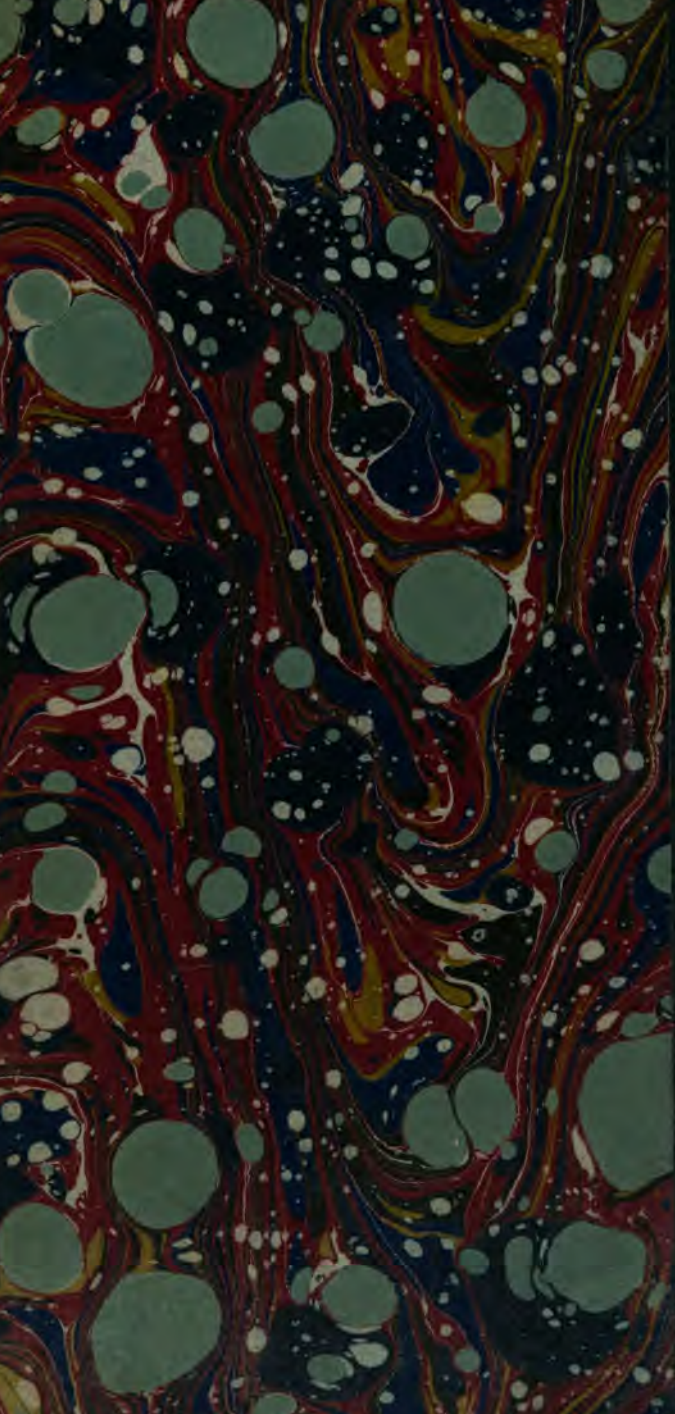
— si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti, si non, his vtere mecum.

Wollte man in Zürich die ganz vollständigen, diese Sache betreffenden Acten herausgeben, und ich könnte mich daraus eines andern belehren: so soll es

mir

mir lieb seyn. Vielleicht würden mir auch bey andern Erzählungen dieser Sache noch andere Zweifel beyfallen, welche zu noch weiterer Erörterung dieser Begebenheit etwas beytragen könnten. Zweifel ist oft die Quelle verkannter Wahrheit geworden.

53641138

by F. Nicolai.

M6109